

(Aus dem Pathologischen Institut der Universität Berlin  
[Direktor: Prof. R. Rössle].)

## Über Mythos und Pathologie.

Von  
**R. Rössle.**

Mit 15 Abbildungen im Text.  
(Eingegangen am 25. November 1941.)

Motto: Das Schaudern ist der Menschlichkeit bestes Teil.  
(Goethe, Faust.)

Die Bedeutung von Krankheit und Mißgestalt für die Menschheit erschöpft sich nicht in der Minderung der Gesundheit des Erkrankten und ihren Folgen für ihn selbst und seine Angehörigen. Seuchen haben oft entscheidenden Einfluß auf den Gang der Geschichte gehabt, Krankheit, Tod und Krüppelhaftigkeit hervorragender oder hochgestellter Personen haben das Schicksal von Völkern bestimmt. Solche Zusammenhänge sind jedem historisch Gebildeten bis zur neuesten Zeit in Beispielen gegenwärtig.

Eine andere Auswirkung pathologischen Geschehens ist bisher viel weniger Gegenstand der Betrachtung gewesen, nämlich die Frage, wie sich der Anblick des kranken und besonders des mißgebildeten Menschen auf seinen Nebenmenschen, besonders bei primitivem Kulturstande, auswirkt. Als erste Auswirkung zeigt sich, wie die vergleichende Völkerkunde zeigt, Schrecken, Furcht und Aberglauben; die Wirkung unterscheidet sich nicht von derjenigen des Erlebnisses von Naturkatastrophen. Die Nachwirkung solchen Schreckens ist die Furcht vor Wiederholung, das Gefühl der Bedrohung und Machtlosigkeit gegenüber höherer Gewalt und die Ehrfurcht oder „religio“. So entstehen Dämonen oder Götter. Mit Abschwächung der unmittelbaren Bedrohung bildet die weiterschwingende Phantasie Personifikationen von Naturgewalten und abnormen Erscheinungen, bildet sie sagenhafte Gestalt aus Abwandlungen und Übertreibungen des tatsächlich Beobachteten und nimmt durch weitere mündliche Überlieferung Ausschmückungen und Verallgemeinerungen vor, da der Erzähler den Eindruck seiner Kunst durch dichterische Zugaben zu steigern versucht.

Mehrere geistige Prozesse können dabei nebeneinander herlaufen; der eine, ursprünglichere, begnügt sich mit der Erfüllung der Vorstellungswelt mit feindlichen Wesen, deren Gestalt an furchterregende, wirklich geschehe Erscheinungen anknüpft. Dies soll im folgenden an Beispielen aus der Mythologie näher erläutert und die teratologischen Quellen der Sagenwelt sollen aufgedeckt werden. Auf diesem Grenzgebiet zwischen Religionspsychologie und Pathologie darf sich wohl mit demselben

Recht der Pathologe, dem die Modelle zur Dämonenwelt aus eigener Anschauung vertraut sind, vorwagen, wie es der geschulte Seelenforscher von seiner Seite aus zu tun vermag.

Der andere seelische Vorgang, der in der Anschauung und Anbetung des Ungewöhnlichen wurzelt und zu einer höheren Form der „Religio“ sich vergeistigt, verrät sich durch eine idealisierende Tendenz: hier führt Sehnsucht nach dem Ideal nicht zur Vergöttlichung des Furchtbaren, sondern der Schönheit, Stärke und Klugheit. Nicht Gott schuf den Menschen zu seinem Ebenbild, sondern der Mensch die Götter zu seinen Ebenbildern. Sowohl in der griechischen wie in der germanischen Götterwelt sind die Götter vermenschlicht; in beiden finden wir die großen Götter im wesentlichen als die Vorbilder gesteigerter menschlicher Fähigkeiten und Tugenden, unter ihnen die Repräsentanten der Weisheit, Stärke, kriegerischen Tüchtigkeit und körperlicher Schönheit. Die Modelle zu den Göttern zweiten Ranges lieferten aber oft abwegige Körperperformen und Charaktere.

Das Unvermögen des Menschen, sich Wesen höherer Ordnung ohne Anleihen bei der eigenen Gestalt und seelischen Verfassung zu denken, hat drittens dazu geführt, auch solche Erscheinungen sich unter Gestalten vorzustellen, für die gar keine Anschauung zugrunde lag, da man sie nicht zu sehen vermochte. Dies gilt z. B. von den Vorstellungen, die sich der Mensch im Laufe der Geschichte von Krankheiten machte. Von der Vergöttlichung der Krankheit selbst, wie sie noch heute an Beispielen der vergleichenden Völkerkunde vorkommen<sup>1</sup>, bis zu der „ontologischen“ Auffassung vom Wesen der Krankheit, gegen deren letzte Auswirkungen noch Rudolf Virchow Stellung genommen hat, zieht sich eine einzige Linie der Entwicklung medizinischer Erkenntnis. Es nimmt natürlich nicht wunder, daß die Vorstellungen vom Wesen der Krankheit als einer Besessenheit sich am längsten bei den Geisteskrankheiten erhalten hatte. Aber erst in der Gegenwart hat sich die Überzeugung ganz durchgesetzt, daß die Krankheit nichts Körperfremdes, sondern ein abwegiger biologischer Vorgang des Organismus ist, dessen innere Ursachen gegenüber den äußeren an Bedeutung nicht zurückstehen.

Aus dem Gesagten wird ersichtlich, daß Götzen und Götter, denen die Menschen Gestalt verleihen, entweder Gebilde reiner Phantasie oder „Modellen“ entsprungen sind; mithin ist religiöse Gestalt im ersteren Falle mehr primäres geistiges Erzeugnis, im zweiten Fall mehr sekundärer Natur. Nur die letztere Form soll uns hier weiter beschäftigen; freilich ist es im Einzelfall nicht immer leicht zu entscheiden, ob reine

<sup>1</sup> In seinem Buche „Eines Arztes Weltfahrt“ (1937) schildert V. Heiser die Personifikation der Malaria bei den Südseeinsulanern wie folgt: „Wenn Fieber und Schüttelfrösche aus dem Sumpfland über die Menschen herfielen, opferten sie der Göttin Mephitis, die mit ihrem kahlen Kopf, feisten Wanst, gedunsenen Gliedern und kraftlosem Gebein das Urbild alles Grauens darstellte.“

Phantasie am Werke war oder ob Vorbilder wirksam gewesen sind, weil das Vorbild vielleicht starke und entstellende Wandlungen durchgemacht haben kann.

Veranlassung zu einer Beschäftigung mit solchen Fragen gaben mir ursprünglich Beobachtungen auf einer Auslandsreise, die mich unter anderem nach Südindien und Siam führte. Die Abb. 1 zeigt eine Aufnahme von Tempeln, sog. Whats, aus Bangkok; im Vordergrunde steht die überlebensgroße Statue eines holländischen oder portugiesischen Kaufmanns, der als Schutzdämon den Tempel vor dem Eindringen schwächerer



Abb. 1. Apotropaion am Eingang eines thailändischen Tempels in Form einer Kolossalfigur eines holländischen Kaufmanns.

böser Geister zu bewahren hat, während neben ihm ein Polizist die weltliche Macht repräsentiert, der die einfachere Aufgabe der Abhaltung unerwünschter menschlicher Wesen zufällt; die Figur des ausländischen Kaufherren ist als „Apotropaion“ mit den Zügen ausgestattet, die bei der ersten Begegnung außer den furchtbaren europäischen Waffen dem Eingeborenen Furcht einjagten: das schreckliche europäische Gesicht mit der großen Nase, den weiten Augen und dem hohen Hute. Im vorliegenden Falle ist nur eine vermeintliche, keine wirkliche Mißbildung das Vorbild zu religiöser Gestaltung gewesen. Mein einmal gewecktes Interesse ließ dann im Laufe der Jahre so viele Beispiele ähnlicher Berührungspunkte zwischen Teratologie und Religionspsychologie sammeln, daß ich glauben möchte, daß einiges aus diesem Erfahrungsbereich der Wiedergabe in diesem Archiv wert ist, das sich ursprünglich unter seinem Gründer *Virchow* eine sehr vielseitige Erforschung der Krankheitserscheinungen, des Pathologischen schlechtweg zur Aufgabe gemacht hatte.

Wie es so häufig geht, ersah ich später, daß auch andere denselben Auswirkungen krankhafter Gestalt ihr Augenmerk gewidmet haben, so insbesondere der Gynäkologe *Schatz* (1901) und der Medizinhistoriker *Holländer*. Der Aufsatz von *Popp* (1940) ist erst nach der Niederschrift des vorliegenden, zuerst als Vortrag erstatteten Berichtes erschienen, soll aber zum Vergleich im folgenden herangezogen werden. Ähnliche Vorstellungen von dem Vorhandensein tatsächlicher Unterlagen für sagenhafte *Tiergestalten* hat der Paläontologe *E. Dacqué* mehrfach in seinen Schriften, z. B. in der schönen Studie „Umwelt, Sage und Menschheit“ (1931) vertreten. Es würde zu weit führen, auch noch die tierischen Fabelwesen hier in den Kreis der Betrachtung zu ziehen (vgl. dazu *O. Abel* 1939), zumal von Fachgenossen *Dacqués* sein Grundgedanke, der Urmensch habe tatsächlich mit den mesozoischen, drachenähnlichen Sauriern gekämpft, und habe durch mündliche Überlieferung solcher Erlebnisse die Kenntnis vorweltlicher großer Echsen lebendig erhalten, mit Gründen abgelehnt wurde, zu deren Stichhaltigkeit von mir keine Stellung genommen werden kann. Die endgültigen Fassungen seien dann etwa die sicher anachronistischen Sagen und Legenden vom Kampfe Siegfrieds mit dem Lindwurm und dem Kampfe des hl. Georg mit dem Drachen.



Abb. 2.  
Ausschnitt aus *Schedels*  
Chronik von 1493: Vielarmige  
Mißbildung, Hypertrichosis,  
Sechsfingerigkeit, Zentaur.

der spanischen Eroberer in Mittelamerika (unter Cörtez) hervorgerufen haben. Sie erweckten bei den Eingeborenen, welchen Pferde unbekannt waren, den Eindruck von Lebewesen, halb Tier, halb Mensch; auf gleiche Weise werden ja auch die Zentauren der griechischen Mythologie erklärt.

Die Zentauren werden gewöhnlich in der Weise abgebildet, daß sich auf dem vierfüßigen Pferdeleib an Stelle des Pferdehalses ein menschlicher Rumpf mit Kopf und Armen erhebt. Der anatomische Widersinn einer solchen Gestalt hat nur selten zu Beanstandungen geführt: noch die

Renaissancekünstler, ja noch die neuzeitlichen Nachahmer der Antike, wie A. Böcklin, Stuck usw., bilden die Zentauren in der klassischen Form ab, nicht dagegen z. B. Schedel in seiner Nürnberger Chronik vom Jahre 1493 (Abb. 2), auf die wir mehrfach wieder zurückkommen müssen. Dies ist um so erstaunlicher, als Schedel sich sonst gegenüber Fabelgestalten durchaus nicht kritisch erweist (vgl. Abb. 5). Jedenfalls ist aber sein Zentaur mit nur zwei Pferdefüßen um einiges weniger unwahrscheinlich als die Böcklinschen Zentauren.

Der Vergleich der verschiedenen Wiedergabe der Zentauren wirft die oben berührte Frage wieder auf, inwieweit Fabelgestalten aus anatomischen Gründen unmöglich Vorbilder gehabt haben können. Daß es Ausartungen des künstlerischen Bildungstriebes und damit auch Ausgeburten der reinen Phantasie gibt, zeigen die Bilder eines Hieronymus Bosch, des Höllen-Breughel und mancher anderer mittelalterlicher Maler bis in die Neuzeit; auch auf dem Isenheimer Altar finden sich Höllentiere, die das Gruseln erwecken konnten. Ein medizinischer Laie wird aber die oben gestellte Frage kaum beantworten können: die uns gewohnten geflügelten Figuren, wie die Siegesgöttin, die Engel, den Pegasus wird man unwillkürlich weniger ablehnen als die abscheulichen „Kopffüßler“ des Hieronymus Bosch u. a., obwohl deren Zurückführung auf tatsächlich vorkommende Mißbildung leicht ist, während die Engel eines natürlichen Vorbildes entbehren und anatomisch unmöglich sind. Die im alten Schrifttum eine gewisse Rolle spielenden Kopffüßler hingegen (vgl. Abb. 5, dritte Figur von links oben) gehen wohl auf den Acardiacus acephalus der menschlichen Teratologie zurück. Was also auf den ersten Blick als Bildung einer zügellosen Phantasie erscheint, besonders dem Laien, ist oft weniger unnatürlich als manche ästhetisch schöne Fabelgestalt. Die vielgliedrigen Götzen der Hindutempel vergleiche man etwa dem Cephalothorakopagous monosymmetros nach Vrolik, wie ihn E. Schwalbe in der „Morphologie der Mißbildungen“ II. Teil, Jena 1907, S. 177 abbildet oder im gleichen Band Fig. 1, S. 5 (Abb. 3). Popp gibt einen entsprechenden Hinweis durch einen Vergleich mit parasitischen, unsymmetrischen Doppelbildungen, etwa beim Thorakopagus parasiticus (vgl. etwa Schwalbe ebendort S. 351, Fig. 266). Besonders oft ist auch in den Mythologien, sowohl der germanischen wie der slawischen wie auch der griechischen, von Vielköpfigkeit die Rede; zahlreiche Beispiele findet man etwa in der Theogonie des Hesiod.

Schwieriger zu deuten sind die den Zentauren ähnlichen, aus Tierleibern und Menschenköpfen zusammengesetzten Wandbilder der assyrischen und babylonischen Tempel und Paläste. Wenn auch hier vielleicht allmählich das Symbolhafte überwiegt, nämlich die Vereinigung des königlichen menschlichen Hauptes als Zeichen der Weisheit mit dem Tierleib, welcher Wildheit, Stärke, Schnelligkeit auszudrücken imstande ist, so werden wir doch weiter unten auf ein Beispiel stoßen, das wiederum im sog.

„Vierfüßlergang“ mißgestalteter Menschen den Gedanken an tatsächliche Vorbilder für solche Figuren, wie etwa die ägyptische Sphinx, also Vorbilder für die „Löwenweiber“, an die auch das wundergläubige Mittelalter geglaubt hat, nahelegen kann.

Daß das Symbolhafte bei der Schöpfung mythischer Gestalten auch allein eine Rolle spielen kann, wie *Prinzhorn* verallgemeinernd, meines Erachtens mit Unrecht annimmt, soll nicht bezweifelt werden. Lynkeus mit vielen Augen als Personifikation der Wachsamkeit, Sleipnir, das



Abb. 3. Cephalothorakopagos nach *Vrolik*, Vorbild vielarmiger Götterfiguren.

Roß *Odins*, mit acht Beinen, das schnellste Pferd der Welt, mögen als Beispiele genügen. Die abnormalen heraldischen Wappentiere, wie der doppelköpfige österreichische und russische Adler, der zweischwänzige böhmische Löwe sind wohl ornamentalen Bedürfnissen entsprungen.

Selbst bei den größten Realisten unter den großen Künstlern finden wir bezeichnenderweise die Neigung zur Erfindung oder wenigstens zur Wiedergabe wunderlicher Gestalt. Von *Leonardo da Vinci* stammt das Wort: „Durch verworrene und unbestimmte (besser unbestimmbare) Dinge wird der Geist zu neuen Erfindungen wach.“ In seinen physiognomischen Grotesken hat er selbst, der große Morphologe und Naturwissenschaftler unter den Malern, den Boden der Wirklichkeit verlassen. Bei den Physiognomikern, wie *della Porta*, *Carus*, *Rowlandson*, wächst sich der gleiche Spieltrieb zu jenen Vertierungen des menschlichen Antlitzes aus, die in ihrer Art wieder an die ältesten Vermischungen von menschlicher und tierischer Bildung anklingen. Von *Albrecht Dürer*, dessen Größe nicht zum wenigsten in seiner genialen Sachlichkeit erscheint, besitzen wir die

Wiedergabe des „ungeheuerlichen Schweines“, den „Knaben mit dem Bart“ (d. h. das Bild einer *Pubertas praecox*) und eine Darstellung der Franzosenkrankheit.

Ohne auf Einzelheiten eingehen zu wollen, sei in diesem Zusammenhang auch auf die Tatsache verwiesen, wie häufig aus der Kunstgeschichte die Beispiele sind, daß große Künstler vom Pathologischen angelockt worden sind. Dazu sind natürlich nicht die Darstellungen zu zählen, wo das betreffende Gemälde etwa auftragsmäßig und als Propaganda für die Verdienste eines Heiligen oder eines Ordens um die Heilung von Krankheiten ausgeführt wurde, sondern aus eigenem Antrieb. So kenne ich, um nur ein Beispiel zu nennen, allein von der Gurkennase (*Rhinophym*) drei ausgezeichnete Porträts, von *Ghirlaudo*, von *Holbein* und von einem unbekannten holländischen Meister in der Stockholmer Galerie.

Im allgemeinen kann man die Regel aufstellen, daß je seltener und damit je auffälliger und je grotesker eine Mißbildung war, desto eher wurde sie zum Krystallisationspunkt abergläubischer und mythenhafter Vorstellung. Eine so häufige Mißbildung wie etwa die Hasenscharte ist meines Wissens nie das Vorbild zu sagenhaften Deutungen gewesen. Die Regel ist nicht ohne Ausnahmen: hinter dem Bocksfuß der Faune und dem Pferdefuß des Teufels steckt wohl der Klumpfuß durch Mißbildung. Im Gegensatz zu angeborenen körperlichen Fehlern spielen Verstümmelungen bei göttlichen Gestalten eine viel geringere Rolle, am ehesten noch im germanischen Himmel, wie der einäugige Odin, der einarmige Thor. Hephaistos hinkt, weil ihn Zeus auf die Erde heruntergeschleudert hat.

Wenn wir uns nun fragen, wie der Werdegang solcher „Theogonie“ gewesen sein mag, so muß die Antwort zunächst von dem Nachweis abhängen, daß menschliche und tierische Mißbildungen überhaupt in den ältesten Zeiten bekannt waren. Dafür haben wir nun reichliche und überzeugende Belege, sogar mit realistischen Schilderungen von Einzel- und Doppelmißbildungen aus dem assyrischen und babylonischen Schrifttum; die Geburt solcher war bald ein gutes, bald ein schlechtes Vorzeichen; so heißt es z. B. nach dem Bericht von *Ungnad*: „Gebiert eine Frau ein Kind, das zwei Köpfe, zwei Münder, zwei Rückgrate, vier Hände und vier Füße hat, so bedeutet es Zerstörung des Landes.“ *Plinius* kennt ebenfalls Mißgeburten und berichtet wie *Pausanias*, daß die Priester wunderliche Dinge (*terata*) in den Tempeln aufbewahrten. Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß sie bei Tempelfesten auch ausgestellt wurden und beim Volke dazu beitragen, daß das Ansehen der Priester als Heilkundige und Besitzer geheimer und grauenerregender Kenntnisse gesteigert wurde (und werden sollte!); *Monstra vocantur quia monstrant*. *Monstrare*, vorweisen, ist verwandt mit *moneo*, belehren oder warnen; *ostendere* heißt „sehen lassen“; *ostenta* ist der Spuk; *portentum*, ein anderes Wort für *monstrum*, kommt von *portendere*, sich ankündigen, prophezeien. Es

mag nebenbei daran erinnert werden, wie die Ärzte sich bis in unsere Zeit oft in ihren Sprechzimmern mit seltsamen und für den Laien grausigen Dingen wie Schädel, Skelete, Fossilien zu umgeben pflegten, wie die Apotheken gleicher Weise geheimnisvolle Gegenstände, wie ausgestopfte Seetiere, Zähne des Narwals aufzuhängen und sich nach wilden und Fabeltieren, wie etwa „Einhornapotheke“ zu nennen pflegten. Als ein Rest jener Schaustellungen um die Tempel sind die Schaubuden mit lebenden und toten Mißbildungen, Embryonen auf den Jahrmärkten, oft auf den Kirchplätzen der Städte und Dörfer anzusehen; erst in jüngster Zeit hat ein Runderlaß des Reichsführers **ff** und Chefs der Deutschen Polizei (vom 26. I. 38) die öffentliche Ausstellung mißgebildeter Menschen verboten.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.“ Die Menschen haben sich das Gruseln immer etwas kosten lassen und gewisse geistige Gesetze verwirklichen sich in jeder kultischen Entwicklung. Was oben von den Apotropaia in siamesischen Tempeln berichtet wurde, wiederholt sich an den Teufelsfratzen unserer gotischen Dome; auch die Zentauren finden sich als Dämonen, als Warner und Verfolger des Guten an den christlichen Kirchen (so z. B. an der Bronzetür des Augsburger Doms, an den Münstern in Freiburg, Straßburg i. E. und Zürich). Die Maskotten, die in den Kraftwagen unserer Großstädte, nicht nur auf dem Lande, baumeln, sind gleichermaßen apotropäische, d. h. Unglück abwendende Amulette. Sehr gut sagt der französische Romanschriftsteller *A. Gervais* in seinem „Aesculape en Chine“: „Il n'est pas facile de se débarasser de la tyrannie du surnaturel.“

Unter der Herrschaft dieses geistigen Gesetzes sind die Maskotten ein recht klägliches Erzeugnis und entsprechen unserer im ganzen sehr phantasielosen Gegenwart. Unsere Vorstellungswelt ist allmählich an Neubildungen stark verarmt und die phantasiereichsten Maler des 19. Jahrhunderts haben ihre Fabelwesen, wie *M. von Schwind* und *A. Böcklin*, den deutschen und griechischen Sagen entlehnt. Ihre Bilder haben auch nur eine ästhetische Wirkung, keine religioauslösende. Die Menschen früherer Zeiten haben vor Bildern und Objekten der Naturwunder sicherlich ganz anders empfunden! „Religionswardung ist stets die Geburt bestimmter Gesittung aus Zeichen und Wunder“, sagt *Hellpach*.

Es ist auch für einen Morphologen sehr reizvoll, sich in die ihm fachfremden psychologischen Regeln auf dem vorliegenden Gebiete, der Verwandlung von Gestalt in Sage, zu vertiefen. Es ist schon oben angedeutet worden, daß diese Verwandlungen gerne unter Übertreibungen von Maß und Zahl geschehen. Die Erregung bei der augenblicklichen Wahrnehmung fälscht Zeugenaussagen, und die Wahrhaftigkeit der mündlichen Überlieferung leidet durch die Lust am Fabulieren und das Geltungsbedürfnis der weiteren „Gewährsmänner“. Am schönsten ist dies aus den antiken und mittelalterlichen Berichten über fremde Völker zu ersehen, ich greife

als Beispiel eine Stelle aus *Herodot* heraus, in der er die Völkerschaften nördlich des Skythenlandes schildert; da wohnen „am Fuß hoher Berge Leute, die sollen Kahlköpfe sein von Kind an, Männer wie Weiber, und haben Stumpfnasen und ein langes Kinn“. „Bis zu den Kahlköpfen kennt man das Land recht wohl.“ Diese Kahlköpfe indes sagen — ich glaube es ihnen aber nicht, bemerkt *Herodot* — daß auf den Bergen Menschen mit Ziegenfüßen wohnen und jenseits andere Menschen, die schliefen sechs Monden lang. „Das glaube ich nun erst recht nicht“, sagt er, erzählt es aber dennoch.

Zwei Beispiele mögen zeigen, wie auch solche ethnologischen Kennzeichnungen primitiver Anthropologie wohl von Einzelbeobachtungen ihren Ursprung genommen haben mögen und durch Verallgemeinerung auf ganze Völkerschaften übertragen wurden. Das erste betrifft den kriegerischen Frauenstaat der Amazonen. Diese sollen sich, um den Bogen besser spannen zu können, die eine Brust ausgebrannt haben. An sich ist ein Einzelvorkommnis, daß Sportlerinnen eine lästig große Brust entfernt haben wollen, auch heute nicht unerhört; die Sage von den Amazonen könnte aber noch ganz andere Hintergründe haben, z. B. den ursprünglichen Anblick einseitiger angeborener Hypoplasie (s. unten S. 528) oder weil die Brustdrüse wie ausgebranzt geschildert wird, ein Krebsgeschwür der Mamma. Die Amazonen sind übrigens in der bildenden Kunst von *Phidias* bis zu *Feuerbach* immer als vollwertige Weiber dargestellt worden; von *Rubens* natürlich erst recht.

Ein zweites Beispiel scheint mir noch merkwürdiger: Eine viele Jahrhunderte vom klassischen Altertum (*Herakleitos* von Milet) bis ins Mittelalter sich erhaltende Sage erzählt von einem Menschenstamm der Schattenfüßler oder *Skiapoden*, welche auf zwei Händen und einem Fuß gegangen sein und sich dieses ungewöhnlich großen Fußes in Rückenlage als Sonnenschirm bedient haben sollen, wie es die Abbildung aus *Lykosthenes*<sup>1</sup> (Abb. 4) (*Prodigiorum ac ostentorum chronicon* 1557) und eine 1493 erschienene Nürnberger Chronik von *Hartmann Schedel* zeigt<sup>2</sup> (Abb. 5). Auch

<sup>1</sup> Unter dem Namen *Lykosthenes* verbarg sich der Professor der Kunstgeschichte *Wolffhardt* aus Rufach bei Basel; er schöpfte aus *Livius* und *Plinius*, die über viele Mißgeburten und Wundergestalten berichten.

<sup>2</sup> Über die einträgliche Verbreitung von Einblattdrucken im Mittelalter (den Vorläufern unserer illustrierten Zeitungen) mit den Abbildungen von Meerungeheuern, Mißbildungen usw. vgl. *G. de Francesco: Die Macht des Charlatans*. Basel: B. Schwabe 1937.



Abb. 4. *Skiapode* (Schattenfüßler) nach *Lykosthenes* 1557 aus *Gruber-Schwalbe* 1937.

## der werlt

## Blat XII

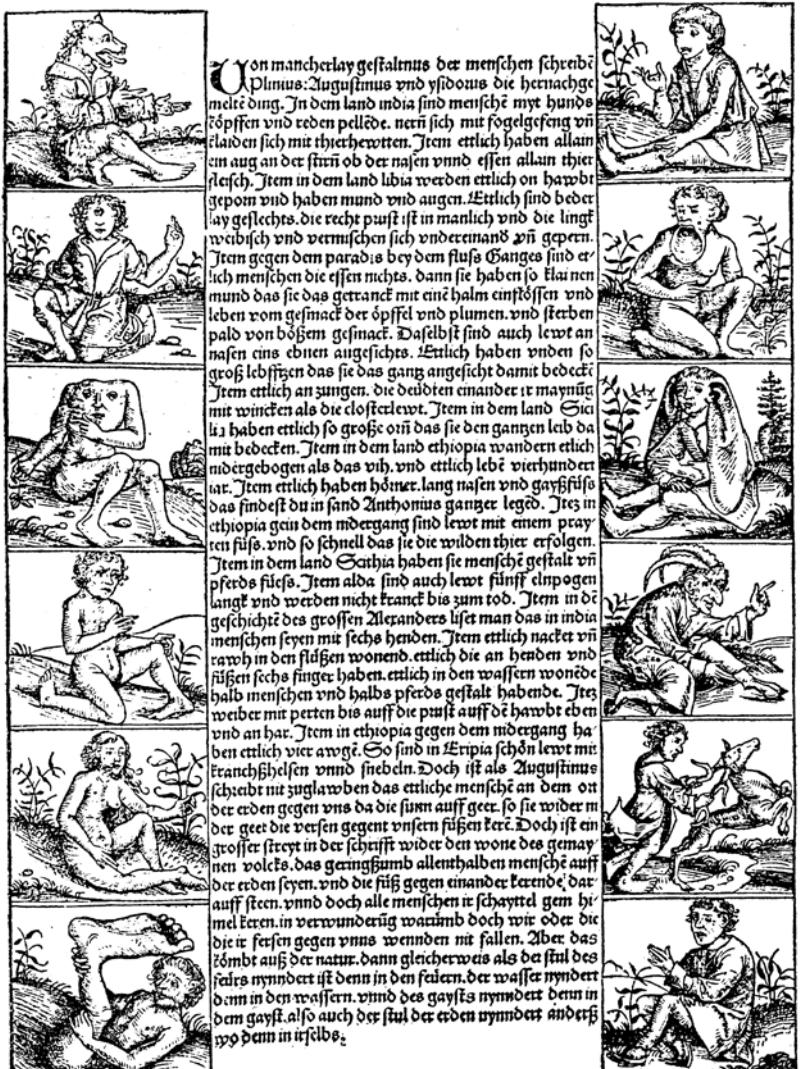


Abb. 5. Eine Seite aus *Schedels Nürnberg Chronik* von 1493: auf der linken Seite unter anderem: Monokulos, Kopffüßer, Hypoplasie einer Mamma (Amazone) bzw. einseitige Maskulinisierung, Skiapode (Schattenfüßer).

*Aristophanes* erwähnt sie mit einem Seitenheb auf die Häßlichkeit des „ungewaschenen“ Sokrates in seinen „Vögeln“. *G. B. Gruber* meint, daß eine zwischenstaatliche Unliebenswürdigkeit den Pikten und Skoten große

Füße angedichtet haben könnte, setzt aber hinzu, daß die Haltung der mit einem einzigen großen Fuße ausgestatteten Sirenen, von denen unten in anderem Zusammenhang die Rede sein wird, zu der Sage Veranlassung gegeben haben könnte, weil die sirenenhaft mißgebildeten menschlichen Früchte das Bein in der gleichen Weise über ihren Leib halten (s. auch *Fräulein*).

Die nebenstehende Abbildung einer solchen Sirene (Abb. 6) und der Vergleich mit der Wiedergabe eines liegenden Skiapoden bei *Schedel* (Abb. 4) läßt in der Tat *Grubers* Deutung einleuchtend erscheinen, zumal die Sirenen zu den nicht so seltenen Mißbildungen und durch ihre sonstige sagenhafte Verarbeitung zu den man kann sagen populärsten Sugengestalten gehören, wie ihre häufige kunstgewerbliche Verwertung (als Lüsterweibchen, Gallionsfiguren usw.) zeigt (Abb. 7). Allerdings variiert die Gestaltung der Sympodie außerordentlich und nur ausnahmsweise läuft das Körperende dabei in einen Breitfuß, wie oben, oder in ein fischflossenartiges Gebilde aus. Aber auch die Sage gibt dem Hinterende der Sirenen nicht immer die Gestalt eines Fischleibes wie bei den Hüterinnen des Rheingoldes, sondern bemerkenswerterweise, wie es tatsächlich dabei vorkommt, einen schlangenartig zugespitzt auslaufenden Schwanz, so z. B. in einer alten Schweizer Sage nach *L. Rockholz*, wo der Leib der höhlenbewohnenden Nymphe als Schlange endigt. So wird von *Herodot* auch das „Zwitterwesen, halb Mädchen, halb Otter“ geschildert, mit welcher *Herakles* auf seiner Fahrt ins Skythenland drei Söhne gezeugt haben soll. Nach *Popp* gibt es selbst auf Honolulu und bei den Maori auf Neuseeland Darstellungen von Sirenen.

Eine andere Möglichkeit der Erklärung der Skiapodenfabel drängt sich beim Anblick eines Fußes auf, wie ihn die Abb. 8 zeigt. Es handelt sich um eine Person mit Polydaktylie der Hände und Füße, wobei der linke Fuß durch Verdoppelung der großen, der zweiten und fünften Zehe acht Zehen besaß, an den Händen bestand beiderseits eine Sechs fingrig-



Abb. 6. Sympos (Sirene), vielleicht Vorbild der „Schattenfüßer“ der Sage.

keit, der rechte Fuß hatte 6 Zehen. Die Person ließ sich Anfang der 20er Jahre als „Lionella, das Löwenweib“ auf den Jahrmarkten sehen und



Abb. 7. Kunstgewerbliche Darstellung von Sirenen (Harnack-Haus Berlin-Dahlem, Alte Gallionsfigur).



Abb. 8. 8-Fingrigkeit des Fußes bei einem „Löwenweib“ (vgl. Abb. 9 und 10).

war in dem vorliegenden Zusammenhang noch dadurch bemerkenswert, daß sie durch eine schwere, fast symmetrische Mißbildung der Tibien, wie sie

das Röntgenbild (Abb. 9) zeigt, einen Vierfüßlergang besaß (Abb. 10). Sie trat auf der Bühne, auf allen Vieren schreitend, in ein Fell gehüllt auf und hatte hierdurch nicht nur etwas entschieden Tierisches, sondern erinnerte geradezu an die oben angeführten assyrischen Tempelfiguren und an die Gangart der Skiapoden. Sog. Löwenweiber haben in der Phantasie des Volkes seit den ältesten Zeiten gespukt und mögen in solchen Mißbildungen ihr Vorbild gehabt haben. Vierfüßlergang aus anderen pathologischen Ursachen, wie etwa nach spinaler Kinderlähmung, wie es unter anderem eine Beschreibung von *G. Magnus* zeigt (Abb. 11), sei zum Vergleich wiedergegeben, weil auch dieses Vorkommnis zu ähnlichen Deutungen Veranlassung gegeben haben könnte.

Einer weiteren Verallgemeinerung eines seltenen Vorkommnisses unter den Mißbildungen begegnen wir bei den „Zyklopen“. Der Umstand, daß niemals eine solche menschliche Mißbildung am Leben geblieben ist, ebensowenig wie die Sirenen und andere zu Fabelgestalten gestempelten Mißgeburten, deutet immer wieder darauf hin, daß dem Volk in den ältesten Zeiten diese Monstra demonstriert wurden. Über die titanischen Zyklopen heißt es in der Theogonie des *Hesiod*: „Inmitten der Stirn lag ihnen ein einziges Auge.“ Dies entspricht einer genauen anatomischen Beschreibung. Bei Homer ist der einäugige Polyphem der Odyssee nicht so genau geschildert. Die Zyklopie kommt nach *Popp* auch in der Götterwelt der Hindus und des Irans vor. Angesichts solcher Wiederholungen und genauen Übereinstimmungen zwischen Sage und Vorbild scheint mir der Versuch anderer Deutungen des Polyphem, wie der von *O. Abel*, nicht überzeugend, der das Vorbild in den Schädeln des in sizilischen Höhlen vorkommenden fossilen Zwergelephanten sehen will. Dabei soll der sonstige Einfluß von paläozoischen Funden auf die Bildung abergläubischer Vorstellungen und Märchen (*M. Culloch*) nicht abgestritten werden.



Abb. 9. Hypoplasie der Tibia und Riesenwuchs der Fibula bei Vierfüßlergang der „Lionella“ (vgl. Abb. 8 und 10).

Auch aus dem seltenen „Monokulos“ oder Zyklopen hat dann die Sage durch Verallgemeinerung wieder eine ganze Völkerschaft gemacht: nach *Plinius* lebte, den Skythen benachbart, ein Volk einäugiger Menschen mit einem Stirnauge. Ebenso verhält es sich mit seiner Angabe, daß es ein hellhaariges Albinovolk gebe, das bei Nacht besser als bei Tage sehe.

Menschliche Schwanzbildung ist eine Mißbildung, die den halbtierischen Begleitern des Dionysos angedichtet wurde, den Faunen und Satyrn. In Wirklichkeit gehört sie wieder zu den seltensten Entwicklungsfehlern, sofern sie überhaupt eine echte Schwanzbildung mit über-



Abb. 10. Lionella, das „Löwenweib“. Vierfüßergang durch Mißbildung.

zähligen Wirbeln darstellt (vgl. *Hornitzka* 1940); viel häufiger handelt es sich um schwanzähnliche Anhängsel aus Haut und Fett über Spaltbildungen der unteren Wirbelsäule. Die Faungestalt hatte ja auch sonst Tierisches an sich und war für die Phantasie eines Hirtenvolkes, das den panischen Schrecken kannte, naheliegend. Eigentümlicherweise hat *Virchow* angenommen, sie sei deshalb naheliegend, weil nach ihm gewordenen Nachrichten noch im heutigen Griechenland die entsprechende Mißbildung des Menschen nicht so selten wie sonst sei.

Daß die bildende Phantasie sich auch mit den Geschlechtsmerkmalen beschäftigt hat, kann bei der Mächtigkeit des Fortpflanzungstriebes nicht wundernehmen. Es sei nur kurz an den Priapos, an die Betonung weiblicher Reize und an die vielfachen Deutungen unterworfenen Hermaphroditen erinnert. Schon der Name und seine Herkunft ist bekanntlich umstritten. Zwitter spielen in manchen Ursagen eine Rolle, nicht nur in der verderbten Vorstellungswelt der späteren Römer und Griechen.

Nach der germanischen Sage ist Mannos, der Urmensch, ein zweigeschlechtiges Wesen. Nicht minder symbolhaft ist, um noch ein Beispiel aus diesem Gebiet zu nennen, die Vermehrung der weiblichen Brüste bei der Demeter, der Göttin der Fruchtbarkeit, oder indischen Götterbildern, auch sie entbehren nicht des wirklichen Vorbildes in Form der bei Frauen vorkommenden Polymastie, wenn auch freilich die an tierische Formen sich anlehnnenden Darstellungen (wie man sie auch noch auf einem Rubensbild sehen kann), den menschlichen überzähligen und dabei meist rudimentären Brüsten nicht entsprechen.

Das Gesetz der Übertreibung in Maß und Zahl findet sich endlich besonders ausgeprägt auf einem Lieblingsgebiet des Fabuliertriebes und der Magie, nämlich der Abweichung der Körpergröße nach oben und nach unten, bei den Riesen und Zwergen. Dabei werden den Riesen übernatürliche Körperkräfte angedichtet, welche die wirklich vorkommenden „Riesen“ niemals besitzen; auch die Zwerge der deutschen und skandinavischen Märchen, die Wichtelmänner und Nissen mit Bärten gibt es in der Pathologie nicht. Wohl aber stellen die Wiedergaben der ägyptischen Zwerggötter (Bes, Pääken) getreue Abbilder einer bestimmten Zwergwuchsform, der Chondrodytrophie, dar, wie man aus einem Vergleich eines wirklichen Porträts eines chondrodytrophischen Mannes namens Seneb samt seinen wahrscheinlich ebenfalls mißgebildeten Kindern aus dem Museum in Kairo (Abb. 12) mit den Statuetten der göttlich verehrten zwerghaften Schutzgötter ohne weiteres erschen kann. In bezug auf die letzteren verweise ich auf eine Arbeit von J. Duken. Dort finden sich weitere Hinweise auf die kunsthistorische Kritik. Übrigens findet man auch bei Herodot eine Erwähnung dieses Kultes; er erzählt, daß der Perserkönig Kambyses auf seinem Kriegszug in Ägypten das Bild des Gottes

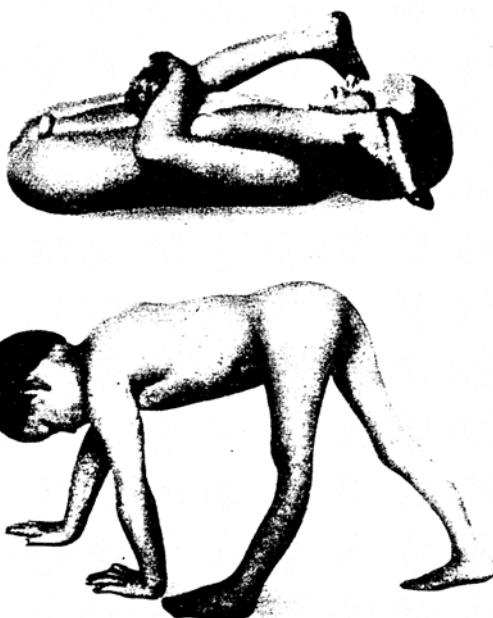


Abb. 11. Vierfußgang nach spinaler Kinderlähmung nach G. Magnus.

Hephaistos verspottete, das dem der phönizischen Pataiken (wie oben Päaken), Göttern von Pygmäengestalt nachgebildet war. Es ist überdies wahrscheinlich, daß den Ägyptern nicht nur noch mehr pathologische Zwergwuchsformen, sondern auch die afrikanischen Zwergvölker bekannt waren. Im Nationalmuseum in Athen fiel mir die große Menge von Terrakotten auf, welche Zwerge darstellen, offenbar Weihgaben an Tempel, auffallend für einen Betrachter, der gewohnt ist, in der griechischen Kunst

auch im Kleinen vollkommenes Ebenmaß zu sehen. Die Darstellung der Hofzwerge, selbst durch große Maler wie *Velasquez*, entbehrt natürlich jedes religiösen Einschlags und kann deshalb füglich hier übergangen werden, wenn auch vielleicht die Haltung der Hofzwerge sogar durch die Fürsten im letzten Grunde nicht ohne eine solche ist. Man hielt sich sozusagen lebende Apotropeia. Wohl aber darf die obige Angabe, wonach Riesen und Zwerge ein besonders beliebter und verbreiteter Gegenstand idealisierender Phantasie immer gewesen sind, noch durch zwei Hinweise bekräftigt werden: Herkules ist wohl der berühmteste Heros der antiken

Abb. 12. Der chondrodystrophische Zwerg Seneb und seine Familie (Museum Kairo).

Sagenwelt, sein Kult ist über alle Länder der alten Welt verbreitet gewesen; er wird schon in der archaischen Kunst als Riese abgebildet und die Sagen von seinen übernatürlichen Körperkräften beginnen schon in seiner Wiege. Frühreife und schnelles Wachstum wird auch sonst Göttern und Halbgöttern gerne angedichtet, so Hermes, Apollo und bei den Germanen Vali, der, einen Tag alt, seinen Vater rächt. Die Erzählungen des englischen Dichters *Jonathan Swift* von den *Reisen Gullivers* (1726) waren eigentlich eine politische Satire; als solche sind sie sehr bald verblaßt, als Abenteuer unter Zwerg- und Riesenvölkern erfreuen sie sich noch heute einer großen literarischen Beliebtheit.

Unter den Beispielen, welche *Schatz* für die Beziehungen anführt, die zwischen Mythologie und Teratologie bestehen, verdienen noch zwei der Erwähnung: das eine, weil es zeigt, wie vorsichtig man in der Deutung



solcher Beziehungen sein muß, das andere, weil es einige ihrer Eigentümlichkeiten besonders scharf hervorhebt. So meint *Schatz*, daß die Figur des Atlas, der die Weltkugel trägt, dem Vorkommnis der Encephalocele posterior entsprungen sei, wobei der aus dem Vorfall des Gehirns gebildete, im Nacken sitzende Sack dem Globus der Erde entsprechen würde. Aber in der Vorstellung der Antike war die Erde ja gar nicht eine Kugel, Atlas war vielmehr die Personifikation der Berge, welche am Rande der Erdscheibe das Himmelsgewölbe tragen. Das andere Beispiel betrifft Kronos, den Vater des Zeus, der seine eigenen Kinder verschlingt und wieder



Abb. 13. *Epignathus parasiticus* mit akardischen Mehrlingen, Vorbild des Kronos, der seine Kinder verschlingt oder wieder ausspeit (aus *Schwaib*).

ausspeit. *Schatz* verweist auf den sog. parasitischen Rachenpolypen, *Epignathus parasiticus* und in der Tat scheint mir ein Blick auf die Abbildung des *Epignathus* nach *Baart de la Faille*, die auch *Schwalbe* (l. c. S. 325 unter Fig. 356) wiedergibt (vgl. Abb. 13), recht überzeugend. Zwei Eigenschaften, die oben als bedeutsam für die Entstehung von sagenhafter Gestalt hervorgehoben wurden, zeichnen diese Mißgeburt aus: erstens der besonders schauerliche Eindruck, den sie auf den Laien machen muß, und zweitens ihre Seltenheit. Wenn irgendwo, sagen wir in Epidaurus oder Olympia, die Tempelsammlungen so ein Präparat besessen haben, so lag es nahe, daß die Priester zu mystischen Deutungen angeregt und das Schreckhafte vergeistigt wurde. Die tiefere religiöse Bedeutung war dann bald gefunden und konnte vielleicht auch ausgenutzt werden.

Ob der Janus oder Bifrons der Römer sein Vorbild in einem Diprosopus hat, mag dahingestellt bleiben. Hier ist denkbar, daß das Symbol-

hafte allein für die Erfindung genügte: der Gott mit einem zum Krieg und einem entgegengesetzten Frieden gewendeten Antlitz.

Daß das Sexuelle und seine Abnormitäten seinen Niederschlag in den religiösen Gestalten von jeher gefunden hat, kann nach der Rolle, die es in der menschlichen Vorstellungs- und Triebwelt spielt, nicht wundernehmen. Eigentümlicherweise knüpft sich gerade der Gestaltwandel einzelner Götter an das Geschlechtliche, z. B. bei der besonders vielgestaltigen Artemis-Diana, deren Gestalt von der keuschen, fast geschlechtslos gedachten Jungfrau bis zu der Diana von Ephesos (Apostelgeschichte!) hinüberwechselt, welche mit Kybele-Demeter (s. oben) verschmolz, oder bei Dionysos, der in älterer Zeit als vollwertiger, bärtiger Mann, später als fettsüchtiger, weibischer Jüngling abgebildet wird. Sein der Spätantike entlehntes Porträt durch *Rubens* zeigt ihn mit den deutlichen Merkmalen der Dystrophia adiposogenitalis.

Während die hier gebrachten Beispiele, wie diejenigen von *Schatz*, fast alle der klassischen antiken Bildkunst entnommen sind, seien auf dem zuletzt angeschnittenen Gebiet der Sexualpathologie noch Beispiele aus der christlichen Mythologie gebracht, welche beweisen, daß, wie *J. J. Bachofen*, der Begründer der rechtsvergleichenden Forschung, sagt, „in Mythen die Erinnerung an wirkliche Ereignisse niedergelegt“ sind.

Die heute auf Störungen der inneren Sekretion, bald der Ovarien, bald der Nebennieren zurückgeföhrten Vermännlichungen weiblicher Personen sind oft Gegenstand von Märtyrerlegenden und der christlichen bildenden Kunst gewesen. Ich verweise auch auf die Wiedergabe einer derartigen Hypertrichosis durch Maskulinisierung bei Lykosthenes (Abb. 2, Figur 2 von oben). Die Gestalt der Büßerin unter den Heiligen, der hl. Magdalena, wird in der mittelalterlichen Kunst, z. B. zu vielen Malen von *Tilman Riemenschneider*, mit vollständiger Behaarung des Körpers wiedergegeben. Die Legende deutet dieses Haarkleid als eine Gabe des Himmels, welche der Heiligen verliehen wurde, um ihre Nacktheit zu verhüllen.

In anderer Form erzählt die Legende das gleiche Schicksal der hl. Kümmernis oder der hl. Wilgefortis (*virgo fortis*?). In Saalfeld in Thüringen ist über dem Hauptportal der St. Johanniskirche ein Steinrelief der hl. Kümmernis. Es stellt die sagenhafte Heilige als eine am Kreuz hängende Jungfrau in langem Gewand dar, mit mächtigem Bart, einer Krone auf dem Haupt und einem goldenen Pantoffel an dem einen Fuß, während der andere bloß ist; am Fuß des Kreuzes ein kneieender Geiger, in der Rechten den anderen Pantoffel der Jungfrau haltend. Nach der Legende war Kümmernis die Tochter eines heidnischen Königs von Niederland, die sich Christus gelobt hatte, auf ihre Bitte ließ Gott, um ihre Freier zurückzuschrecken, ihr einen Bart wachsen. Auf des ergrimmten Vaters Befehl ans Kreuz geschlagen, wurde sie durch das Spiel eines des Wegs ziehenden Geigers getröstet und warf ihm zum Dank einen ihrer goldenen Pantoffeln zu.

Auch von Sankt Agnes erzählen die *Legenda aurea* des *Jakobus de Voragine* (Jena: Diederichs 1917), daß als ihre Unschuld in Gefahr war, ihr „der Herr das Haar so dicht wachsen ließ, daß ihr Leib davon besser gedeckt war, denn mit einem Gewand“.

*Gregorius* erzählt, daß eine edle Jungfrau zu Rom, Galla mit Namen, einem Mann zur Ehe gegeben ward. Aber schon nach einem Jahr starb der Mann und sie ward Witwe. „Ob nun gleich ihre Jugend und ihr Reichtum sie zu einer zweiten Ehe wollten ziehen, so wollte sie doch lieber mit Gott in geistiger Hochzeit vereint sein...; denn daß sie sich wieder zur leiblichen Ehe gebe. Da sie aber von gar feuriger Leibesbeschaffenheit war, sprachen die Ärzte zu ihr: so sie nicht wieder zu eines Mannes Umarmungen sich kehre, so werde sie mit großer innerer Glut einen

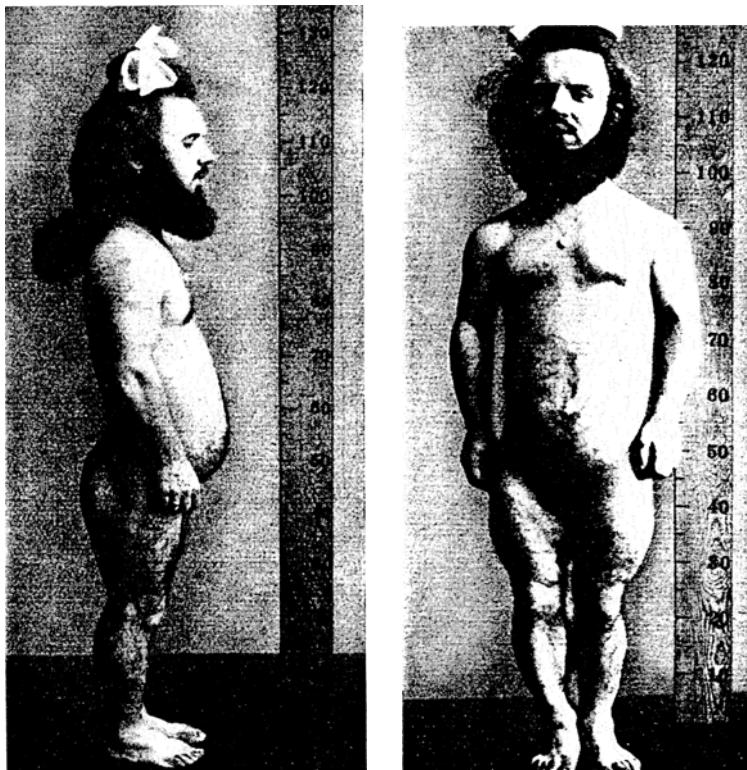


Abb. 14 und 15. Maskulinisierung durch Nebennierenadenom; 16jähr. Mädchen.

Bart empfangen wider die Natur. Das geschah auch darnach. Sie aber fürchtete die äußere Ungestalt nicht und hatte die innere Schönheit lieb.... Sie gab sich in ein Kloster und diente daselbst.“

Um einen Begriff davon zu geben, wie die Vorbilder solcher Märtyrinnen ausgesehen haben mögen, verweise ich auf einen selbst beobachteten Fall eines weiblichen Scheinzwitter mit starker Hypertrichosis, der vor 20 Jahren auf den Jahrmärkten in Deutschland zur Schau gestellt wurde und bei meiner Untersuchung im Jahre 1919, 16jährig, in Jena schon mit einer deutlichen rechtsseitigen Nebennierengeschwulst behaftet war (Abb. 14 und 15). Nach der von seinem Impressario vertriebenen

Reklameschrift war Hedwig K. damals schon von mehreren Sachverständigen untersucht und in wissenschaftlichen Gesellschaften vorgestellt gewesen (unter anderen *Klaatsch*-Breslau, *Amann*-München). Ich selbst habe sie meinen damaligen Hörern im Demonstrationskurs zeigen können. Da es von ihr meines Wissens bisher nur eine unvollkommene Abbildung in angezogenem Zustand gibt (*Hirschfeld*, Sexualpathologie, Bd. 1), so verdienen meine damaligen Aufnahmen eine Wiedergabe des seltenen Falles, zumal die Person 2 Jahre später starb und von *Matthias*-Breslau seziert wurde, nachdem bei ihr eine 3 kg schwere rechtsseitige Nebennierengeschwulst operativ entfernt worden war<sup>1</sup>.

Die von mir ausgeführten anthropometrischen Bestimmungen ergaben: Körperlänge 119,6 cm (bei ihrem Tode 121 cm), Körpergewicht 33 kg (bei ihrem Tode — ohne Tumor — 39 kg), Spannweite 110, Sitzhöhe 74,6, Schulterhöhe im Stehen 92,6 cm, Rumpflänge 47,6 cm, Armlänge 46,8, Oberarm 15,5, Unterarm 31,3, Beinlänge 49,5, Oberschenkel 22, sein Umfang 42, Unterschenkel 27,5, Handlänge 13,5, Fußlänge 18,2, Kopfumfang (mit Haar) 54,5, Halsumfang 33. Beckenmaße: Dist. spin. ant. sup. 20, Dist. erist. 21; Wadenumfang 27,5, Oberarmumfang 22 cm.

Aus dem Befund von *Asch* und *Matthias* sei erwähnt: Männlicher Kehlkopf (tiefe Stimme, männliche Kopfbehaarung, Klitoris penisartig vergrößert, sonst weibliche Genitalien mit glatten weißen Eierstöcken (mit zahlreichen Corp. cand., nach *L. Fraenkels* Aussprache als atretische Follikel zu deuten); halbreife und unreife Primordialfollikel, keine Hodenanteile. Vagina vorhanden, Uterus klein, infantil (hat nie menstruiert!). Der Nebennierentumor, ein Adenom der Rinde mit zahlreichen pigmentierten Zellen und Riesenzellen; andere innersekretorische Organe ohne krankhaften Befund. Mammae flach. Epiphysen verknöchert.

Die zahlreichen vorgebrachten Beispiele dürften wohl überzeugend dargetan haben, wieviel Wirklichkeit hinter mythologischen Gestalten steckt. Eigentümlich ist immer wieder, daß das am meisten Abnorme auch dasjenige ist, was am stärksten die religiöse Gefülsrichtung erregt. Credo quia absurdum ist insofern aber doch ein Wort beschränkter Wahrheit, als selbst der primitive Geist wohl zu unterscheiden versteht, wo in einer Erscheinung oder ihrer Deutung ein Wirklichkeitskern steckt. Die Unterscheidung von Märchen und Sage gibt in der deutschen Sprache wohl die Grenze zwischen frei Erfundenem und ursprünglich Erlebtem an, mag das letztere auch dichterisch und philosophisch verwandelt worden sein.

Während furchterregende Dinge aber zu „Religio“ werden, beschäftigen und reizen Formen, die an den Grenzen zur Norm sich befinden, mit Vorliebe die künstlerische Phantasie. Während Mißbildungen jene gewissermaßen krass Wirkung haben, werden Varietäten Lieblinge der Mode. Bei Haustieren werden sie herausgezüchtet, beim Menschen erfahren sie Verherrlichung durch die Künstler. Dies im einzelnen auszuführen, würde hier zu weit führen; es sei nur an die Gegensätze darüber erinnert, was große Künstler etwa unter „Grazien“ verstanden haben, wie bald der

<sup>1</sup> *Asch u. Matthias*: Sitzgsber. med. Ges. Breslau. Berl. klin. Wschr. 1921 I, 39.

asthenische Habitus, bald der pyknische, bald der schwachgeschlechtliche, bald der ausgesprochen potente Typus Schönheitsideal war, wie die Darstellung der Hände bis zur Verherrlichung richtiger Arachnodaktylie, etwa bei *Veit Stoß* (Krakauer Madonna), *Crivelli* und *Donatello* abirre. All dies möge als Grenzgebiet des hier angeschnittenen Problems nur angedeutet sein. Schwächster Abglanz religiösen Gefühls findet sich in der Bewunderung und Nachahmung der wunderbar mannigfaltigen Natur der menschlichen Form. In diesem Sinn ist der Ausspruch *Goethes* zu *Riemer* (1810) zu verstehen: „Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind.“

---

### Schrifttum.

- Abel, Othenio*: Vorzeitliche Tierreste im deutschen Mythus, Brauchtum und Volksglauben, 1939. — *Aristophanes*: Die Vögel. München Leipzig: G. Müller 1913. *Bachofen, J. J.*: Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur, 2. Aufl. Basel 1897. — *Dacqué, E.*: Umwelt, Sage und Menschheit. München u. Berlin: Oldenbourg 1931. — *Domini, Robert*: Das Bronztor des Augsburger Domes. Augsburg: Filser 1925. — *Le Double, A. F. et F. Roussay*: Les Velus, p. 136f. Paris 1912. — *Duken, J.*: Z. Kinderheilk. 26, 65 (1920). — *Frädrich, Günter*: Über die menschliche Sirenenformen-Mißbildung. Jena: Gustav Fischer 1938. — *de Francesco, Grete*: Die Macht des Charlatans. Basel: Benno Schwabe 1937. — *Franz, Leonhard*: Religion und Kunst der Vorzeit, 32 Tafeln. Prag-Leipzig 1937. — *Gruber, G. B.*: Nachr. Ges. Wiss. Göttingen, Jber. 1936/37. — *Heiser, Viktor*: Eines Arztes Weltfahrt, S. 309. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1937. — *Hellpach, Willy*: Forschgn u. Fortschr. 14, 7 (1938). — *Hermann*: „Genesis“, Gesetz der Zeugung, Bd. III, S. 10. Leipzig 1891. — *Herodot*: Die Geschichte. Übersetzt von *Fr. Lange*. Leipzig: Reclam jun. — *Hesiod*: Theogonie. Leipzig: Dietrich. — *Holländer, F.*: Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt, 1920. — *Hornitzka, P.*: Zbl. Chir. 1940, 1051. — *Jakobus de Voragine*: Legenda aurea, S. 175, 570, 725. Jena: Eug. Dietrichs 1917. — *Lycosthenes*: Prodigiorum ac ostentorum chronicon, S. 28. 1557. — *McCulloch*: Monsters in Encyclopaedia of Religion and Ethics, Vol. VIII. Edinburgh: Clark 1915. — *Meige, Henry*: Nouv. Monogr. Salpêtrière 1936. — *Popp, H.*: Med. Welt 1939 I, 431. — *Rochholz, Ernst Ludwig*: Archaische Kunst der Hellenen. — *Roscher*: Lexikon der griechisch-römischen Mythologie. — *Schneider, Herm.*: Die Götter der Germanen. Tübingen: J. C. B. Mohr 1936. — *Ungnad, Arthur*: Die Religion der Babylonier und Assyrer. Jena: Eug. Dietrichs 1921. — *Virchow, R.*: Verh. Berl. anthrop. Ges. 1879, 303; 1885, 119.
-